

Zur Aufführung des Stückes «Charleys Tante» von  
Thomas Brandon in Mörel

## Satire auf die Dickleibigkeit

Lautstark hatte sie sich angekündigt, die Laienschauspielbühne Mörel. Die Presse verteilte Superlative zum Theaterereignis des Jahres. Man sprach von regionalen Meistern der Bühne, man sprach vom Werk. Im Stile des Tomatenbauers, der alles bejubelt, was auf eigenem Mist gedeiht. Kein Wunder, denn gutes Theater ist selten im Tomatenland, kulturell ein Niemandsland, mit einer sterbenden Volkskultur in seinen Ruinen, fasziniert vom Import von amerikanischem Kaugummi und deutschen Latzhosen, Da . . . Da . . . Da, Aha, aus Brasilien, wo die Affen wachsen . . .

Das Stück versprach entfesselte Bauchgymnastik, die Premiere kultivierte das Grinsen in den Kniekehlen. «Charleys Tante» soll ein Glanzlicht setzen im kahlen Herbst der seltenen Tänze, made in Mörel. Und tatsächlich ist die schauspielerische Leistung der Laienspieler beachtlich, sieht man von den kleinen Pannen ab, die eben den Star vom Sternchen unterscheiden. Zu wenig Stottern, Stolpern, Husten, Röcheln, Scharren ist zu hören, zuwenig Krächzen, Ätschen, Spuken, Grinsen und Erröten ist zu sehen. All diese feinen, ungehobelten Geräusche, das urchige Parfüm des Laien, das hemmungslose Schmatzen der Provinzbühne wird hier über Bord geworfen. Das Idol des Amateurs bleibt der Profi: man spielt mit der Pomade der grossen Bühne. So wird das hohe Theater imitiert: ein merkwürdiger Geist von Willy Milowitsch weht über der Inszenierung, seines Zeichens ein Witzbold in Fragen der Rentnerliebe. Die Imitation ihrerseits schafft eine neue, überraschende Komik: der krampfhafteste Versuch, ein «r» bühenfähig zu rollen, der feurige Kuss à la Romy Schneider, der schmachtende Blick von Ursula Andress, der hungrige Augenaufschlag von Sophia Loren, der holprig-verlegene Gang von Curd Jürgens, die wild-nervöse Motorik von Heinz Rühmann, diese ganze Flirttechnologie der Prominenz wird hier in spontaner Geste, in intuitiver Mimik ausgespielt.

Allerdings war Thomas Brandon, der Autor, nicht in bester Form, als er

«Charleys Tante» schrieb. Ein grosses Gelächter gelingt ihm im ersten Akt, wo er seinen ganzen Witz in die enorme Gestalt von Charleys Tante investiert, die sich trotz ihrer Fülle mit piepsender Stimme durch weitere zwei Akte zu quälen hat. Im Schlepptau der Diva ein eher durchsichtiges Verwirrspiel voll unschuldiger Scherze und banaler Querschläger der Liebe. Brandon muss Puritaner gewesen sein, dem selbst der Anblick einer nackten Frauenzehe die Schamröte ins Gesicht getrieben hat. Ihm ist vorzuwerfen, sein dichterliches Talent in schwärmerischer Hingabe an lange weisse Unterröcke und die Erotik rötlicher Speckfalten verschleudert zu haben.

Hier bilden wir den Geist und die Kehle — besser, die Leere», müsste man sagen, denn das Stück lebt von einer makaberen Komik um die Dickleibigkeit: Charleys Tante ist ungeheuer dick, 30% des Publikums sind dick, 25% Walliser sind dick, 32% Amerikaner sind dick. Völlig überraschend für den aufmerksamen Zuschauer wird plötzlich eine harmlose, zeitlose Komödie zur zeitgenössischen Satire auf ein sehr aktuelles Phänomen: eben die Dickleibigkeit. Sie ist eine moderne Erscheinung einer modernen Gesellschaft, deren einzige Aufgabe darin besteht, zu konsumieren. Alles verspeisen, alles verschlingen; alles in sich hineinstopfen ist ihr Leitmotiv. Dies gilt an der Tafel (das grosse Fressen) wie in der Kultur (der Hunger nach Moden). Beides wird zum schwammigen Brei: eine unförmige, aufgeblähte Kultur, ein deformierter, konturloser Körper. Verspiessen zu werden ist das allgemeine Schicksal, der Kultur wie der Schafherden, die in endlosen Kolonnen zur Tafel wandern . . .

Der Laienschauspielbühne sei gratuliert für ihren Mut, derart raffiniert, derart schlau ein so heikles Thema angepackt und darüber ein herzhaftes Gelächter angestimmt zu haben.

Weiterhin viel Erfolg wünschen:  
Laurel und Hardy